

Ich hatt' einen Kameraden... [Fortsetzung]

Autor(en): **F.P.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **18 (1928)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Feste der Neuguineaner bilden die einzige Abwechslung in dem monotonen Leben dieser Insulaner. In dem Buche unseres Gewährsmannes sind viele solcher Feste beschrieben und wenn wir nicht genau und kritisch lesen, so würden wir den Eindruck erhalten, als löste ein Fest das andere ab. Dem ist jedoch nicht so. Jeder Stamm hat sein besonderes Fest — hergeleitet aus dem Totemismus, d. h. aus dem Totem des Stammes — und von den Festen des Nachbarstammes weiß er nichts; denn jeder Stamm behütet seinen Geheimkult wie einen Augapfel, Verräter erliegen der Todesstrafe.

Wirz hat später noch zwei weitere Reisen ins unerforschte Gebiet Neuguineas unternommen. Einmal konnte ihn nur schleunigste Flucht davor retten, daß die Papuas auch seinen Kopf als Trophäe erbeuteten; denn im tiefen Innern der Insel sind die europäischen Soldaten noch nicht gewesen, obgleich sie Jahr für Jahr weiter vordringen und sich bemühen, die alten Bräuche abzuschaffen. Dahingegen kommen in kleinen Gruppen die Vogeljäger daher, ihr Auftreten ist ziemlich robuster Art, und es ist nicht zum Verwundern, wenn die Wilden auf die „Knallmenschen“ nicht sehr freundlich und gut zu sprechen sind.

Nicht Kannibalismus und Kopfsjägerie sind schuld am Eingehen der Papuas, viel eher die Seuchen, die eingeschleppt wurden und sich fast so rasch verbreiten, wie bei uns eine Zeitungsnachricht.

Im vierten Jahre, da Wirz in Neuguinea lebte, kam ein von der Regierung beigezogener deutscher Arzt, Dr. Thierfelder, um den Seuchen zu wehren. Er ließ Baracken errichten, die als Spitäler dienten und begann eine ungeheure Arbeit. Der Erfolg ist, wie man heute feststellen kann, nicht ausgeblieben. Die Krankheiten nehmen ab und die Geburten mehrten sich und übertreffen in den kontrollierten Gebieten die Sterbefälle.

Wenn die Zivilisation so aussehe wie dieser Arzt und sein in Afrika weilender Kollege Albert Schweizer sie auffassen, dann wäre sie ein Glück für die armen Primitiven, und die Taten der ersten Eroberer, die den Namen Knallmenschen verdienen, würden einigermaßen gesühnt und wettgemacht in einem edlen und menschenwürdigen Sinne.

H. Z.

(Die Klischees zu diesem Aufsatz stammen aus dem Buche „Dämonen und Wilde in Neuguinea“ und sind uns vom Verlage Strecker & Schröder in Stuttgart freundlichst zur Verfügung gestellt worden.)

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Skizze von F. P., Ins.

(Fortsetzung.)

So kamen wir von unserem ersten Weihnachtsingen ziemlich spät nach Hause, weil wir überall aufgehalten wurden, aber der klingende Erfolg verfehlte nicht, unsere Eltern nachsichtig zu stimmen. Drei Jahre nacheinander war nun dieses Singen für uns des Winters schönstes Erlebnis. Doch in den Herbstferien des achten Schuljahres brach sich plötzlich meine Stimme, was uns beide mit Behmut erfüllte. „Oh, jeh häu mer nimme zseeme singe“, klagte mein Freund. Was würden die Leute sagen, wenn wir am Weihnachtsabend fehlten? Welche Freude für uns, als dann der Lehrer Kurt auf Weihnachten ein Lied für gemischten Chor mit uns einübte. Da noch einige Knaben des neunten Schuljahres ebenfalls eine Männerstimme hatten, so klang das Lied bald zu unser aller Entzücken. Wir entschlossen uns daher, noch zwei jüngere Buben beizuziehen. Diese sangen Sopran und Alt, mein Kamerad mit seinem ungewöhnlichen Stimmumfang beherrschte den Tenor, trotzdem er in der Schule den Alt durchschleppen mußte, und ich sollte Bass „rochle“, wie die andern so bezeichnend sagten. Da wir auch einige Choräle studiert hatten, brachten wir vier es nach mehreren nächtlichen Übungen auf der gedeckten Schmittebruggi zu einem Repertoire von drei Nummern. Nach dem ersten Liede tönte es gewöhnlich fragend und neugierig

aus halbgeöffneten Türen und Fenstern: „Was si das furing, wo so häu liebe wie n'es Verain? Das si doch nid öppe scho erwachsni Buebe un Mäitli! Ich dr Schmiedrobi nid o drbi? Wohl lue, dört gsehn ne. Es het mi eebe dunkt, i ghör däm si Stimm us allne use.“ Viele fragten enttäuscht: „Werum chömet iehr nid elläini? Es isch albe no schöner gsi, numme äüere zwöä.“ Es hieß uns diesmal niemand hineinkommen, es gab immer zu viel Lärm und Gescher bis man mit Singen anfangen konnte. Die ganze seelische Hingabe und der fast heilige Eifer fehlten dem Gesang.

Im Frühling darauf traten wir unser letztes Schuljahr an, und wir wurden alle aus der Kreisoberstufe in die neugegründete Sekundarschule befördert. Wir fürchteten nur eins, die neuen Lehrer könnten uns verfehlen, nachdem wir nun zehn Jahre lang, seit unserm Eintritt in die Gaggelschule, Seite an Seite gegessen hatten. Doch glücklicherweise bezog einer der Lehrer bei meiner Großmutter das Zimmer. Als er mich am Tage vor Schulbeginn in seiner freundlichen, gewinnenden Art fragte, ob denn ein so großer Bursche wirklich noch schulpflichtig sei, da faßte ich mir ein Herz und bat ihn, uns ja nicht voneinander zu nehmen. Er verwunderte sich über unsere kameradschaftliche Treue und ließ uns auch das letzte Jahr beisammen, so daß wir also elf Jahre lang der Schule Freude und Leid miteinander teilten. Wir kannten uns aber zuletzt auch durch und durch und brauchten keine Worte mehr zur gegenseitigen Verständigung. Jede noch so unauffällige Bewegung des Kopfes oder der Hand, der Füße oder Kniee, jedes Räuspern, jeder Augenauflschlag, ja jede Muskelbewegung des Gesichts und sogar das absolute Stillstehen hatte etwas zu bedeuten. Mit Hilfe dieser nie versagenden Ausdrucksmittel konnte ich ihm auch bei den hochnotpeinlichsten Proben über manche Klippe hinweghelfen. In diesem letzten Schuljahr, das für mich das aller schönste wurde, war mein Kamerad nicht immer glücklich. Schwere, verantwortungsvolle Arbeit zu Hause, allerlei Kummer und Sorgen des Alltags lasteten schon hart auf seinen jungen Schultern und drückten ihn oft so sehr, daß er übler Laune wurde und die nötige Begeisterung für all das Gute und Schöne der neuen Schule nicht immer aufbrachte. Die größte Enttäuschung bereitete ihm aber das erste Zeugnis. Er hatte im Singen die Note zwei. Er riß mir mein Büchlein aus der Hand und sah bei mir die Note eins. Sein Unterkiefer zitterte, und er nagte wütend an den schon viel zu kurzen Fingernägeln, um sich beherrschen zu können. Ich gab mir alle Mühe, ihn mit keiner Geste zu reizen, denn die Mädchen blickten neugierig zu uns herüber, und vor denen sollte er sich nicht bloßstellen. Daheim in unserem Wagenshopf aber übernahm es ihn: „Es miesch mier alles nüd, numme nid grad im Singe.“ Er war in seiner Seele getroffen, er empfand es als eine Schmach und Erniedrigung, das begriff ich bald. Jeder strebsame Junge möchte halt doch in irgend einer Weise der erste sein. Am Abend wollte er nicht mit mir singen auf dem Käseweiße. „I ha jo nes zwäu, i cha nid singe.“ Die Note wurde aber bald besser, denn seine Stimme hatte sich fast unmerklich zu einem männlichen Tenor verwandelt, und da er bei den Liedern für gemischten Chor in diese Stimme verfeßt wurde, standen wir wieder Seite an Seite in der Singstunde, was ihn beim Notensingen mit großer Beruhigung erfüllte. Wir lernten in dieser Zeit auch fast alle Lieder des Männerchors singen. Jeden Samstagabend, wenn der gefürchtete Dorfweibel die lärmenden Oberdörfler vom Marktplatz verschuchte, taten wir zwei immer so, als gingen wir schnurstracks nach Hause. Wir trafen uns aber dann in der finstern, geheimnisvollen „Bachtele“ wieder und kletterten über des Bäckers Gartenhag auf den Schulplatz, um dem Männerchor bei seiner Übung zuzuhören. Im Winter besuchten wir so auch die Gesangsstunden des Kirchenchors, der im Erdgeschoß sein Lokal hatte. Darunter befand sich ein zirka 50 Zentimeter hoher Luftraum, in

welchen man durch ganz schmale Lucarnen hinein-schlüpfen konnte. Robi war immer der erste in diesem Versteck, sein etwas länglicher Schädel und die noch schmalen Schultern ließen ihn leicht durchkriechen. Da saßen wir dann vor der Kälte und den Spionen geschützt oft bis zehn Uhr im finstern Raum und lauschten entzückt den Klängen des Harmoniums und den Stimmen der Sänger. Eines Abends hörten wir von der Straße her die Stimme des lauernden Dorfweibels, der einem Vorübergehenden die Zeit wünschte. Kein Zweifel, der hatte unsere Spur entdeckt und wartete dort, bis wir herausströchen. Wir wollten dies aber erst tun, wenn die Gesangsübung fertig wäre und uns dann unbemerkt unter die Sänger mischen. Der alte Fuchs aber erspähte uns und stellte uns zur Rede. Wir taten beide ganz zahm und fügsam, denn als so große Kerle wollten wir nicht noch verprügelt werden. Als das Verhör verhängnisvoll zu werden drohte, trat just der Herr Pfarrer Witz mit dem Lehrer Buchmüller aus der Schulhaustüre auf uns zu. Diesen beiden bekannten wir alles. Sie glaubten uns und bewunderten unsere Freude am Gesang. Der Herr Pfarrer meinte sogar, solch große Buben brauchten sich nicht wie kleine Schlingel zu verkriechen, wir sollten am nächsten Freitag ins Zimmer hinein kommen und mitsingen, das sei viel gescheiter. Wir ließen uns das nicht zweimal sagen, und wir wurden gerne aufgenommen, da wir die Lieder schon fast alle konnten und im Chor die Tenorstimme schwach besetzt war.

Am Weihnachtsabend durften wir dann mit dem Verein nach der damals im Aufschwung begriffenen Strafanstalt Witzwil gehen, um bei der Christbaumfeier mitzuwirken. Die neue große Kaserne mit der Kapelle war noch nicht vollendet, weshalb der Pferdestall als geräumigstes „Lokal“ zur Feier hergerichtet wurde. Eine schön geschmückte Rotanne vom Strandboden erhellte den düstern Raum. Die Verwaltersfamilie, die Angestellten und Sträflinge waren schon um den Baum versammelt, als wir eintraten. Auf den meisten Gesichtern lag ein erwartungsvoller Friede. Nur einige arg verzerrte und zerkürzte Köpfe schienen frakenhaft stumpfsinnig ins Leere zu blicken. Man wollte uns Jungen nach vorn schieben, damit wir den Baum besser sehen könnten. Wir reagierten aber nicht auf die wohlgemeinten Stöße und Püffe, denn wir scheuten die ernsten, durchdringenden Augen des Herrn Verwalters ein wenig, weil wir uns im vergangenen Sommer auch unter den Schlingeln befunden hatten, welche jeden Sonntag die Rollwägelchen der Anstalt zu Luftfahrten benutzten von der Fauggersgrube bis weit ins Moos hinaus. Weil dabei fast jedesmal etwas beschädigt worden war, so hatten wir nun nicht das allerbeste Gewissen und also auch gar kein Bedürfnis, uns besonders bemerkbar zu machen. Herr Pfarrer Witz sprach zuerst einige schlichte Worte, wobei er darauf hinwies, daß dieser ungewöhnliche Raum eigentlich besser zu einer Weihnachtsfeier passe als das schönste Münster oder der prachtvollste Saal, denn der, den man heut feiern, sei ja doch auch in einem armen Stall geboren. Damit kam auf einmal die süße erlösende Weihnachtsstimmung über uns und jubelnd erklang es durch den Stall: „Dich will ich, o Jehovah, loben. Wir zwei sangen aus vollem Herzen. Das Lied lag uns besonders gut, und Robis Stimme vermochte mit ihrem inbrünstigen Zauberklang alle zu fesseln und selbst die hartgefotenen Sünder zum Aufhören, ja zur Rührung zu zwingen.

Im Verlauf des letzten Schulwinters kamen wir oft dazu, abends auch mit den Mädchen zu singen, besonders beim Schlitteln. Wir machten immer „Doppelzug“. Dabei wurden die Schlitten paarweise geordnet und kreuzweise miteinander verbunden, indem jedes die Beine des Hinterrades fest anzog. So sausten oft sechs bis acht gut be-



Das Oberdorf Ins mit Kirche.

ladene Schlitten miteinander zwischen den hohen Mauern des steilen Kirchtrains hinab. Vor der Abfahrt wurde aber jedesmal ein Lied angestimmt, vorher nahm der Robi seinen Fuß nicht unterm Leitschlitten weg. Dann ging die rasende Fahrt los, wobei der frohe Gesang das Rollen und Klingeln der schweren Bretterschlitten überlante und unsere Großmütter am Spinnrade ins Jugendland entrückte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Einladung.

Humoreske von Alphonse Crozière.

In dem engen düstern Raum des Leihhauses, wo er loeben seine Geige ausgelöst hatte, erwartete Pierre Louvet eine angenehme und gleichzeitig peinliche Ueberraschung.

Er erkannte Yvonne David in dem Augenblick, als sie auf ihre goldene Armbanduhr ein Darlehen von 60 Franken erhielt.

„Arme, kleine Yvonne“, dachte Pierre, „sie hat mich nicht wieder erkannt. Ich muß mich schon recht verändert haben seit der Zeit, da wir im selben Hause wohnten. Wie fern liegt das doch! Ach, wenn unsere Eltern sich nicht überworfen hätten, würden wir heute noch miteinander verkehren.“

Pierre wartete vor der Tür auf das junge Mädchen, aber in dem Augenblick, als er sie ansprechen wollte, besann er sich eines Bessern.

„Welch eine Dummheit hätte ich da beinahe begangen. Ich hätte sie gequält. Es ist besser, daß ich ihr folge, um herauszubekommen, wo sie wohnt. Jetzt stehe ich ja allein auf der Welt und könnte ihr helfen, falls es ihr schlecht geht. Meine Lage ist ja ganz anders als an dem Unglückstage, an dem ich mich von meiner Geige, dem einzigen Freund, wie mein Vater sie nannte, trennen mußte.“

Yvonne ging ziemlich rasch. Ihr guttisches, dunkelblaues Kostüm verriet in keiner Weise, daß sie sich im Elend oder auch nur in einer vorübergehenden Verlegenheit befinden konnte.

Pierre tat die zwanzig Minuten, die er ihr nachließ, nicht leid. In dem bescheidenen Hause, in dem Yvonne jetzt verschwand, erkundigte der junge Mann sich geschickt. Er erfuhr, daß Frau David Witwe war, daß Mutter und Tochter zu Hause für ein Stidereigeschäft arbeiteten und daß sie mutig kämpften, um sich ihren Unterhalt zu verdienen.

Als Yvonne ins Zimmer trat, verkündete sie mit ausgestreckter Hand: „Das hat man mir auf meine Uhr geschrieben.“